

Auch mit der Liebe geht es nun bachab

Sind Paare in Zeiten von Facebook glücklicher? Oder anders unglücklich? Martin R. Dean hat einen klugen Roman dazu geschrieben

PHILIPP THEISOHN

Liebesformen der Zukunft, das sei ein Thema, meint Marc, und Fred, der sein Geld als Medienwissenschaftler verdient und es wissen muss, nicht beflissen. Seine Studenten seien blind geworden für die «Einzigartigkeit des Partners» und dafür, dass «sich die Liebe durch die Ver-textung verändert». Das Begehren der jungen Generation habe sich abgekoppelt vom Wunsch nach der einen, einzig richtigen Person und sei, begünstigt durch das digitale Medium, dem Prinzip der Selbstoptimierung und der Verwirklichung «potenziell unendlicher Wahlmöglichkeiten» unterstellt worden.

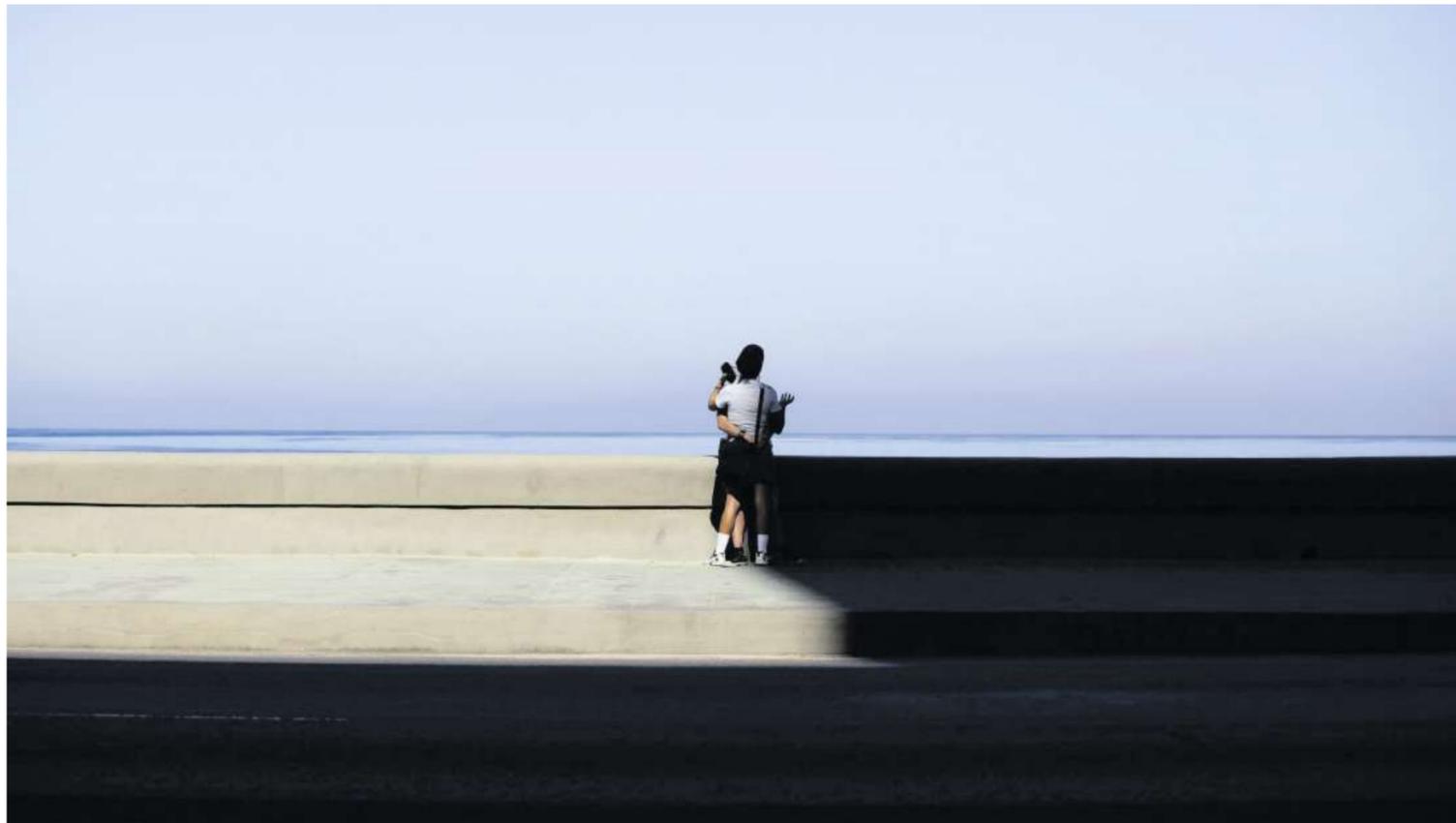
Kein Zweifel: Fred hat Eva Illouz' Abhandlung «Warum Liebe endet» gelesen. Doch es wäre zu kurz gegriffen, wenn man Martin Deans Roman «Warum wir zusammen sind» als Inszenierung von Illouz' Thesen über das Schicksal der Ehe im Spätkapitalismus verstehen würde. Denn wie meist, wenn Professoren über ihre Studierenden Bescheid zu wissen vorgeben, ist auch hier viel Heuchelei im Spiel. Die Diagnose vom Tod des romantischen Liebeskonzepts unter Herrschaft der Algorithmen geht mit der Lebenslüge einher, dass die Diagnostiker selbst noch Zugriff auf dieses Konzept gehabt hätten.

Zukunftslabor ohne Zukunft

Das haben sie nicht – und Deans Roman weiss das. Zerstorben war der Schein des lebenslang aneinander und füreinander reifenden Paares bereits, als aus Ehen «Beziehungen» wurden – und aus Beziehungen Projekte. Der Schlüsseltext, der diese Verschiebung eingefangen hat, ist Goethes «Wahlverwandtschaften»-Roman von 1809: ein Ehepaar, das seine Verbindung in die Umgestaltung eines Landguts transformiert (also in Arbeit umsetzt), sich dafür zwei weitere Personen und mit diesen den zweifachen Ehebruch nebst dem Tod ins Haus holt.

In «Warum wir zusammen sind» trägt dieses Landgut – ein ehemaliges Hotel – nun den Namen «Sanssouci». Dienen soll es einem Freundeskreis von sieben Paaren als «Zukunftslabor». Das klingt so hochtrabend, wie es ist, denn dort, wo «Zukunft» gedacht werden soll, sehen manche nur eine Location für jährliche Klassikkonzerte, andere wiederum ein «Pfadfinderlager für Vierzigjährige».

Im besten Fall betreibt man dort ökologische Landwirtschaft. Zukunft – ge-



Wie sieht sie denn aus, die Liebe in Zeiten von Algorithmen und digitalen Medien? Martin R. Dean weiss es auch nicht so genau, aber eine Ahnung hat er. DESMOND BOYLAN / REUTERS

rade die der «Liebesformen» – sucht man da freilich vergebens, weil diese Menschen ihren Goethe nicht gelesen haben. Unbeirrt laufen sie dem Phantasma des Paares nach – ohne zu gewärtigen, dass das, was sie «Liebe» nennen, in Wahrheit Projekte der Selbstvervollkommnung und Identitätsbildung sind.

Wie zum Beweis dafür lässt Dean eine Armee von Ichlingen aufmarschieren, die viel zu oft vom Partner oder von der Partnerin reden, wenn sie sich selber meinen. Natürlich hat Fred der Medienwissenschaftler recht: Social-Media-Nutzer «ontologisieren» die «Eigenschaften des anderen» und «reduzieren sich auf eine Handvoll Idiosynkrasien».

Das gilt aber für Deans Sanssouci-Bewohner nicht minder. Wenn sie nicht gerade beim Yoga oder in den Südostasienferien weilen, sich auf Shoppingtour begeben oder ein selbst zuberei-

tetes Kaninchen zu einem Glas guten Wein verzehren, tragen diese Leute ihr Karriere-Branding mit sich umher: Starchirurg, Psychoanalytikerin, Architekt, Übersetzerin, Shiatsu-Therapeutin – und natürlich darf der obligatorisch lebenslängliche Bob-Dylan-Hagiograf, dem sein Gegenstand zur fragwürdigen Distinktion dient, auch nicht fehlen.

Eine nette Ansammlung von Facebook-Profilen hat man da vor sich, einen – der Roman hat die Ambivalenz des Begriffs voll erfasst – recht zeittypischen «Freundeskreis». Und wie das in solchen Kreisen üblich ist, definiert man sich dort auch über seinen sexualökonomischen Wert, der sich in der Regel nicht über den Beziehungsstatus befriedigend repräsentieren lässt, sondern auf eine andere Art verbalisiert werden muss.

Dementsprechend wird in «Warum wir zusammen sind» viel darüber ge-

redet, wer mit wem «geschlafen» habe; wie regenerierend Seitensprünge auf Ehen wirkten, inwiefern offene Beziehungen eben doch nie funktionierten, sondern aus lauter Revanchefouls bestünden, ob es sinnvoll sei, dem eigenen Sohn eine Affäre mit der besten Freundin seiner Mutter zu gestatten, vor allem wenn er sich die Leidenschaft für diese Frau mit seinem Vater teilen müsse usw.

Kein Mitleid

Ohne Zweifel: Dieser Text zeigt uns die Manufactum-Version von Tinder: eine Gesellschaft, die «Eifersucht» sagt, aber libidinöse Defizienz meint, eine Ansammlung von Paaren, die ihre Vulgarität nicht beim Sexting, sondern beim Übersetzen französischer Gegenwartsliteratur lernen. Solche Leute mögen Grund zur Unzufriedenheit haben. Mit-

leid haben sie keines verdient. Und Dean ist viel zu klug, um es ihnen zu gewähren.

Es ist bezeichnend, dass der Roman in der Gestalt des Matti ausgerechnet einen Vertreter der gescholtenen «digital natives» zur einzigen Figur avancieren lässt, die mit ihren wechselnden Beziehungen souverän umzugehen vermag und auch keinerlei Verständnis für deren Scheitern oder Gelingen einfordert. Von seinen Eltern und ihrer Generation trennt ihn der Mangel an Pathos und falschem Heroismus. Ein Satz wie «Die Liebe ist ein Kriegsschauplatz» käme ihm nicht mehr über die Lippen.

Martin R. Dean: Warum wir zusammen sind. Roman. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2019. 360 S., Fr. 35.90. – Die Buchvernissage findet am Mittwoch, 6. März, im Zürcher Literaturhaus statt (19 Uhr 30). Eva Wannemacher führt das Gespräch mit dem Autor.

Der helle Wahnsinn

In László Krasznahorkais grossem neuem Roman wird Ungarn Ort einer beängstigenden Grotteske

ILMA RAKUSA

Ein kolossales Buch. Hat man sich einmal eingesehen, versetzt es einen in einen soghaften Taumel und lässt einen nicht mehr los. Die Rede ist von László Krasznahorkais Opus magnum «Baron Wenckheims Rückkehr», 494 Seiten, das Inhaltsverzeichnis eine fingierte Tanzkarte, beginnend mit «Warnung», darauf folgen «TRRR...», «RAM», «PAM», «HMMM», «RARIRA» u. a., eine «Notensammlung», eine «Fortsetzung» und ein «Da capo al fine». Man ahnt es: Musik ist hier Konstruktionsprinzip, angefangen bei den weit ausholenden, rhythmisierten Sätzen, die Christina Viragh bravourös ins Deutsche übertragen hat. Der Text als musikalische Aufführung allerdings wirkt nicht beruhigend, im Gegenteil.

Unbequem war Krasznahorkai schon immer und rigoros in der Konsequenz, mit der er seine Stoffe umsetzt. Den Wahnsinn der Welt hat dieser wohl eigenwilligste Autor der ungarischen Gegenwartsliteratur stets auf verstörende Weise in Worte zu fassen versucht. So in den Romanen «Satanstango» und «Melancholie des Widerstands» und den Erzählbänden «Seiobo auf Erden» und «Die Welt voran».

Mit «Baron Wenckheims Rückkehr» knüpft Krasznahorkai an seine frühen, von Béla Tarr als «Werckmeisters Harmonien» ingeniös verfilmten Romane an, die in seiner nahe der rumänischen Grenze gelegenen Heimatstadt Gyula spielten. Eine «auf der Pusztaödnis angesiedelte» Kleinstadt, bevölkert von skurrilen Aussenseitern und regiert von korrupten Behörden, die in einen Ausnahmezustand geriet. Das damalige Gesehehen erfährt nun eine apokalyptische Steigerung, und aus der grotesken Entlarvung provinziellen Schmierentheaters ist eine brandaktuelle Anklage gegen das heutige Ungarn geworden.

Ausnahmezustand

Doch der Reihe nach. Die Protagonisten sind: der in die Jahre gekommene Baron Béla Wenckheim, der aus seinem argentinischen Exil, wo ihn die Spielsucht ruiniert hat, in seine Geburtsstadt zurückkehrt, um dort seine alte Liebe wiederzusehen; Marika, die einstige Geliebte, eine Träumerin vor dem Herrn; Irén, ihre bodenständige Freundin; der jovial-dümmliche Bürgermeister und der rechthaberische Hauptmann der Stadt; der verrückte «Herr Profes-

sor», ein Moosforscher, der Beruf, Haus und Zivilisiertheit aufgibt, um sich mit seiner Knarre in einem Dornbusch zu verschanzten; seine Tochter, die sich vor ihm lossagt und ihn vor der Presse anklagt; eine als «Schutztruppe» agierende bewaffnete Motorradgang in schwarzer Ledermontur; ein krimineller Schmuggler mit Helfershelfern, der sich dem Baron als Gehilfe andient; die Leiterin eines immer leeren Reisebüros und ihr Vater im Rollstuhl; Obdachlose, Waisenkinder, Bibliothekare, Kneipenbesitzer, Taxichauffeure, Priester, Totengräber, ein Frauenchor.

Die Handlung bewegt sich in scharf montierten Szenen voran, wobei nicht immer sofort klar ist, worum es geht und wer spricht. Erzählt wird in erlebter Rede aus der Sicht der Beteiligten, Dialoge fehlen, desgleichen eine Übersicht über die vielfältigen Handlungsstränge. Als Leser ist man mal da, mal dort, aber immer nahe an den Figuren, ihren Gedanken und Gefühlen dran. Das ganze Bild erschliesst sich erst am Schluss, als Summe zahlloser Einzelszenen.

Was passiert? Als der hochgewachsene, klapperdürre Baron mit breitkrempigem Hut und in eleganter englischer Kleidung in seiner Heimatstadt

ankommt, wird ihm ein feierlicher Empfang bereitet, der ihn zutiefst erschreckt. Nun, der ganze Zirkus entpuppt sich als klägliche Farce, alles gerät durcheinander, er landet in einem bescheidenen Hotel. Seine ehemalige Geliebte wird er nicht erkennen, was diese in helle Verzweiflung stürzt. Schliesslich findet er seinen Tod auf den Gleisen der Schmalpurbahn im Stadtwald, ein sinnloses Ende. Und alle Spekulationen über seinen Reichtum erweisen sich als nichtig.

Alles gerät durcheinander

Derweil setzt der von der nazistischen Bikerbande gesuchte verrückte Professor seinen Dornbusch in Brand und täuscht seinen Tod vor, um klammheimlich zu entfliehen. Dann wird kreuz und quer gestorben. Morde und Explosionen erschüttern die Stadt, der Bürgermeister erliegt einem Herzinfarkt, Kontakte zur Aussenwelt sind gekappt. Mitten im Chaos besetzen Tankerwagen die Strassen, auf wessen Weisung, weiss keiner. Dann sind sie plötzlich verschwunden. Was folgt, ist eine Invasion von Kröten. Und zuletzt fegt ein Feuersturm über die Stadt, der alles in Schutt und Asche legt. Es überlebt nur das «Deppenkind»

aus dem Waisenhaus, mit seinem Feuerlied. Der Showdown könnte drastischer nicht sein, nachdem Krasznahorkai die Korruption und Niedertracht der Stadtbehörden und vieler Einwohner entlarvt und das Provinznest zur bösen Grotteske gemacht hat. Durch den Mund eines freizeitsliebenden Journalisten spricht er Klartext, indem er das «wahnsinnige Selbstmitleid» und die «moralische Verkommenheit» der Ungarn geisselt.

Freilich gerät ihm seine Kritik zu einer erhitzten Suada, die sich ins Uferlose zu steigern droht: Ungarsein bedeute nicht die Zugehörigkeit zu einem Volk, «sondern eine Krankheit, ein unheilbares, scheussliches Gebrechen, ein epidemisches Übel, von dem jedem Beobachter schlicht der Brechreiz kommt». Hier ist er, der apokalyptische Krasznahorkai-Sound, der keinen Stein auf dem anderen lässt. Jedenfalls folgen wir diesem genialischen Übertreibungskünstler wie hypnotisiert, denn am Wahnsinn der Welt – wie und wo immer er sich zeigt – besteht nicht der geringste Zweifel.

László Krasznahorkai: Baron Wenckheims Rückkehr. Roman. Aus dem Ungarischen von Christina Viragh. S.-Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 2018. 494 S., Fr. 39.90.